

PETS Kickoff, 7. November 2009 im Freuler Palast Näfels

Ludwig Hasler

EMPATHIE UND DISKURS

Was meint im Titel das Wörtchen „und“? Betreibt es Paarbindung? A la Knall & Fall. Schall & Rauch. Krethi & Plethi. Kopf & Herz. Mann & Frau. Ähnelt Empathie & Diskurs dem Kopf & Herz-Paar? Das Herz einfühlsam (also empathisch), der Kopf argumentativ (also diskurslustig). Weshalb man die beiden gerne separiert – wie alles in der hochdifferenzierten modernen Gesellschaft: Empathie als Pensum für Pflege- und Sozialberufler, Diskurs als Job von Anwälten und Managern.

Hier Sentiment, da Ratio. Das Verhältnis war immer schon umstritten. Die einen sagen: Gefühle verwirren den Verstand (Odysseus liess sich an den Schiffsmaste binden, um dem Gesang der Sirenen nicht töricht zu erliegen). Andere sagen: Nur mit dem Herzen siehst du gut (Le petit Prince). Blaise Pascal spricht von „raisons du coeur“, also von Vernunftsgründen des Herzens. Verliebte stimmen dem enthusiastisch zu. Doch wir sind hier am PETS Kickoff, also nicht privat. Da ist der gesellschaftliche Diskurs gemeint. Funktioniert der rein rational? Profitiert er von „raisons du coeur“? Leidet er unter Beimischung von Sentiment?

Zum Warmlaufen ein Beispiel. PR-Symposium in Bern. Thema: Finanzkrise und Vertrauensschwund. Stundenlanger Diskurs, rational clean, z.B. über Bankencrash und Bankerboni. Kein Zusammenhang, argumentierten Finanzprofis, denn: 1. machten Boni nicht einmal ein Prozent der Pleitemilliarden aus, 2. brauchen unsere Grossbanken den pekuniären Anreiz, um internationale Topleute zu gewinnen. Rein finanztechnisch korrekt. Dummerweise zeigen Studien: Verdienen die Bosse mehr als das 15fache des Angestelltensalärs, schwindet an der Basis das Gefühl, dass es in der Marktwirtschaft gerecht zugehe. Das Gefühl. Soll man das ernst nehmen? Ja, denn Gefühle haben Folgen: Beschäftigte identifizieren sich weniger mit ihrem Arbeitgeber, Wähler stärken radikale Parteien, Bürger beuten staatliche Leistungen aus, weil sie Selbstbedienung für die gesellschaftliche Norm halten...

Adam Smith, der Erfinder der „unsichtbaren Hand“, hat wohl doch recht, wenn er sagt: Soll die Marktwirtschaft gelingen, setzt sie „eine Grundsympathie mit dem Glück der Andern“ voraus.

Braucht also der gesellschaftliche Diskurs Empathie? Offensichtlich. Weil er sonst an der Realität der Gesellschaft vorbei läuft. Wollen wir also den empathischen Diskurs propagieren? Einen Diskurs, der nicht nur rational argumentativ brilliert, sondern die Gefühlslage der gegnerischen Diskutanten berücksichtigt. Aber ist das schon Empathie – oder so etwas wie das nüchterne Einkalkulieren der vorherrschenden Stimmung? So wie Ökonomen auch die „Konsumentenstimmung“ in die Rechnung einbeziehen? Empathie heisst Einfühlen. Dass der Diskurs vom Einfühlen profitiert, leuchtet einigermassen ein. Aber gilt das auch umgekehrt? Hat der Einfühlsame auch etwas vom Diskurs? Oder wird der rationale Diskurs gar zum Gefühlskiller?

Ein bisschen Verwirrung muss sein, sonst gibt es nichts zu klären. So ebenbürtig, wie sie im Titel auftreten, scheinen die Begriffe Empathie und Diskurs nicht zu sein. Empathie gilt heute als absoluter Wert: Ich fühle, also bin ich. Der Diskurs wird eher als leicht suspekter Hilfsdisziplin akzeptiert: Bei konfuser Gefühlslage taugt er zur Entwirrungskur. Dabei verfolgten ursprünglich beide denselben Zweck: uns aus der Borniertheit heraus zu holen. Diskursiv über Argumente, empathisch übers Einfühlen. Indem wir argumentieren, machen wir uns zugänglich für andere, wir begründen unsere Position, stellen sie damit zur Disposition. Indem wir uns in andere einfühlen, erweitern wir das Repertoire unserer Sichtweise, wir lösen uns aus unserer eindimensionalen Ego-Perspektive. Eine Doppel-Kur gegen die Misere der Splendid Isolation. Schluss mit dem Alleinsein. Schluss mit dem stupiden Verhocktsein. Schluss mit dem brutalen Verharren in eingespielten Vorurteilen, Voreingenommenheiten.

Das will ich nun, schön der Reihe nach, skizzieren – um gegen Schluss ein paar ungebetene Anmerkungen zur Rolle von Rotary in diesem Theater von Diskurs & Empathie zu machen. Drei Schlaufen: 1. Diskurs. Das Ferment der offenen Gesellschaft. 2. Empathie. Die Karriere des Einfühlens. 3. Rotary. Die regionale Praxis von Empathie & Diskurs.

I. Diskurs. Das Ferment der offenen Gesellschaft

Was wir heute Diskurs nennen, begann Mitte des 18. Jahrhunderts. Aufklärung. Aufbruch der bürgerlichen Gesellschaft. Kampf gegen Feudalmächte. Ambition: „offene Gesellschaft“ – im Gegenzug zur „geschlossenen“, für die typisch ist: Diktat von oben, ein König, ein Papst, eine Kaste weiss, was für alle gut und richtig und schicklich ist. Für das aufstrebende Bürgertum unerträglich: Die hierarchische Struktur knechtet die Mentalität der Leute, lähmt die Prosperität

der Geschäfte. Das Bürgertum brauchte zweierlei: Selbstbewusstsein der Individuen, eine gesellschaftlich freie Verfassung.

Als Patenrezept bot sich der Diskurs an. Typisch Aufklärer. Der Glaube daran, die freie Diskussion schaffe automatisch freiheitliche Zustände. Es begann im britischen Kaffeehaus. Mitglieder aller Stände unterhielten sich über Dinge, die alle betrafen. Und siehe da: Die Macht des Arguments ersetzte die Hierarchie der Stände. Sprengte das alte Deutungsmonopol staatlicher und kirchlicher Herrschaften. Die Bürger wandelten sich von Adressaten obrigkeitlicher Anweisung zu Akteuren eines gesellschaftlichen Wandels. Mittels öffentlicher Diskussion begannen sie, die Standards politischer und kultureller Verbindlichkeiten selber zu ermitteln.

Der Diskurs als Macht. In Frankreich führte er zur Revolution. Diskurs als öffentliche Selbstaufklärung verfolgt zwei Ziele: die Bürger zur Mündigkeit bringen, die Gesellschaft zur „Vernunft“.

Mündigkeit. Von Natur, sagt Kant, ist der Mensch faul und feige. Eigentlich behagt es ihm prächtig, wenn andere für ihn denken und entscheiden. Wie lockt man ihn aus dieser Erbärmlichkeit heraus? Über den Diskurs. Eine öffentliche Bühne. Da tritt jeder mit seiner Meinung auf – und muss zur Kenntnis nehmen: Die Meinung der andern ist auch nicht ohne. Daraufhin findet statt, was Kant das „Reiben der Meinungen aneinander“ nennt: Die rein privaten Meinungen reiben sich so lange aneinander, bis sie aufhören, blosse Meinungen, also mein und dein zu sein, statt dessen „öffentliche Meinung“ werden, also gemeinsame Überzeugungen, rational begründete Ansicht, allgemein zustimmungsfähige Übereinkunft.

Der Diskurs mutet dem Einzelnen die Revision seiner Vorurteile zu. Der Philosoph Hegel vergleicht den Diskurs mit einer „grossen Versammlung“, auf der „eine Gescheitheit die andere auffrisst“. Der Diskurs lässt die privaten „Gescheitheiten“ auftraben – und von anderen, gescheiteren auffressen. Dabei spekuliert er auf Verdauung: Es soll, was an den Gescheitheiten nur privat, also eigensinnig, beschränkt ist, ausgeschieden werden – und zurück bleiben, was an ihnen allgemein plausibel ist, mit Blick auf das gemeinsame Wohl.

So konzipierte die Aufklärung eine Diskurs-Öffentlichkeit: Als Purgatorium für plumpe Voreingenommenheiten, als Exerzitium für Mündigkeit. Sie eröffnete einen Markt der Meinungen, und erst in dieser Konkurrenz lehrt das Individuum, Ich zu sagen, weil es für sein meinendes Ich kämpfen muss.

Der zweite Aspekt war und ist: Über diesen Diskurs sollte die Gesellschaft zur Vernunft kommen. „Vernunft an die Macht“ hiess der Slogan. Vernunft statt Herrschaft von oben. „Vernunft“ kommt von „vernehmen“, juristensprachlich verstanden: Vernunft vernimmt, wie der Richter vernimmt: Er nötigt Täter, Opfer, Zeugen zu Auskünften, Erklärungen, Rechtfertigungen. Genau so zitiert der Diskurs Staat, Wirtschaft, Bildung etc.: Können sie gute Gründe für ihr Verhalten anführen? Falls nicht, müssen sie sich wandeln – auf Druck der öffentlichen Meinung. Damit kommt, allein über den permanenten Austrag der Argumente, eine unaufhaltsame Bewegung in die Gesellschaft. Der Motor dieser Bewegung heisst Diskurs. Er etabliert sich als Macht, ohne Herrschaft zu sein. Herrschaft regiert von oben, Diskurs von innen. Seine Macht braucht keine Gewalt. Sie baut allein darauf, dass uneinsichtiges Verhalten (in Staat etc.) es mit sich nicht aushält unter dem Druck der besseren Argumente. Diese Macht verdankt sich der Plausibilität des Dauergesprächs, das eine liberale Gesellschaft mit sich selber führt.

Das war die Idee. Und die Wirklichkeit? Sieht nicht übel aus. Wir leben in einer offenen Gesellschaft. Wir haben die Macht des Diskurses sogar direktdemokratisch institutionalisiert. Vielleicht aber sind wir dieser Errungenschaften ein bisschen zu sicher. Könnten wir sonst unbesorgt zusehen, wie der öffentliche Diskurs ritualisiert und banalisiert wird? Ritualisiert. Nehmen Sie Diskussionsforen à la „Arena“. Da treten, wie Kant und Hegel es postulierten, alle möglichen Privatmeinungen und Branchengescheitheiten auf – nur ist da nicht der geringste Appetit mehr spürbar, sich von Gescheiterten auffressen lassen zu wollen. Alle stolzieren auf die Bühne, erpicht, die andern publikumswirksam über den Tisch zu ziehen, der Lächerlichkeit preiszugeben, vor allem: siegreich so von dannen zu gehen, wie sie herkamen. Damit passiert ein Wandel, der politisch wie gesellschaftlich bedenklich ist: Der Diskurs mutiert zum Marketing. Sondermeinungen machen Propaganda für sich, sie sind nicht im mindesten interessiert, sich zugunsten einer plausibleren Ansicht zu revidieren. Damit kippt der Diskurs ausgerechnet in das, wovon er uns befreien wollte: in Borniertheit.

Gleichzeitig wird der Diskurs banalisiert. Die gesellschaftlich relevanten Themen führt er zwar durchaus, doch die Aufreger der öffentlichen Debatte sind eher Fussball, Unterhaltungsbusiness, Panikmache (Schweinegrippe), Auftritt der Ex-Miss Schweiz... Die Ökonomie der Aufmerksamkeit stellt die Hierarchie der Wichtigkeiten auf den Kopf. Der Gebrauch der öffentlichen Vernunft weicht dem Verbrauch von Spannungsreizen.

Darum frage ich: Sind wir der Errungenschaft zu sicher? Ist uns bewusst, dass ein funktionierender öffentlicher Diskurs der wichtigste Garant der offenen Gesellschaft und eines liberalen Gesetzeswerkes ist?

II. Empathie. Die Karriere des Einfühlens

Der Diskurs, sagte ich, ist der Motor der Aufklärung. Gesellschaftlich zielt er auf liberale Regelwerke, individuell auf Mündigkeit. Cogito ergo sum. Das Subjekt macht sich auf zur rationalen Selbstermächtigung. Den zweiten Akt der Aufklärung schiebt die Psychologie an: Ich fühle, also bin ich. Sie erweitert die kognitive zur emotionalen Souveränität, sie lehrt, nicht nur das Denk-Ich ernst zu nehmen, sondern das konkrete, das leiblich-sinnliche Ich – und verlangt gleichzeitig, dass dieses emotionale, seelische Ich von allen andern ernst genommen werde.

Das Ich-Sagen, das ich als Kern der Mündigkeit bezeichnete, muss zum Ich- Sagen der ganzen sinnlich-seelischen Person werden. Das schafft eine Person nur, wenn sie sich von den Andern als solche verstanden und akzeptiert weiss. Das ist der Beginn der Karriere der Empathie. Ihre Geburtsstunde liegt weit vor der Aufklärung. Für Buddha war Empathie der Kernpunkt kultivierten Daseins: Im Mitleiden mit aller Kreatur erlöst sich der Mensch von der Dauerstrapaze des eitlen Wollens. Für den biblischen Jesus ist Nächstenliebe (Feindesliebe inklusive) ein radikales Empathie-Gebot. Er selber lebte es, hiess noch den gesellschaftlich verachteten Zöllner gut, auch die Hure, so, dass beide sich von ihm verstanden fühlten, komplett angenommen. Das ist der Zentralpunkt der Empathie: total angenommen sein in seiner Eigenart, nicht an irgendeinem Allerweltsmassstab von aussen gemessen und gerichtet werden, sondern von innen her verstanden und akzeptiert. Das Grundbedürfnis jedes Menschen. Das Menschenrecht auf Respekt vor seiner Individualität.

Gerade von der biblischen Empathie kann man lernen: Sie taugt als Kernpunkt menschlicher Interaktion – nicht als Schlusspunkt. Indem Jesus die Hure guthiess, gab er ihr nicht zu bedeuten, sie müsse unbedingt bis ans Ende ihrer Tage so weiter machen. Empathie war für ihn die Ermöglichung einer Entwicklung. Genau das vernachlässigt die heutige Empathie-Konjunktur. Sie schlüpft nur in den Seelenhaushalt des Nächsten hinein – und lässt ihn in seiner eigenen Sauce braten. Motto: Du bist, wie du bist, toll! Der Effekt: Ich bin, wie ich bin. Aber will ich das?

Meine Urerfahrung: Als ich 24 war, lag ich nach einer üblen Operation drei Wochen auf der Intensivstation, ein jämmerliches Schmerzensbündel, morphiumbeduselt, rund um die Uhr betreut von drei Krankenschwestern. Zwei waren entsetzlich nett, voll empathisch: Wie geht es Ihnen? Immer noch dieselben Schmerzen? Etc. Sie spielten sich als Leidensgenossinnen auf – und machten mich erst recht krank, weil sie mich reduzierten auf meine körperliche Jammerexistenz. Die Dritte aber kam gegen Mittag und erzählte mir, was sie gestern im Ausgang

alles unternommen hatte. Sie holte mich aus meiner selbstbezogenen Misere heraus, liess mich teilhaben an ihrem lustigen gesunden Leben. Ich nannte sie meine „Chauffeuse nach draussen“, zurück in die Welt, ins Leben.

Verstehen Sie? Mit Einfühlen allein ist es nicht getan. Es legt uns bloss fest auf das, was wir gerade sind: krank, frustriert, komplexhaft. Ist das so geteilte Leid halbiertes Leid? Hätte ich mit meiner alten Mutter seufzen sollen, als sie dement im Altersheim lag? Ich erzählte ihr lustige Begebenheiten aus unserer Vergangenheit, sang ihr leise ein Bach-Kantate vor. Sie strahlte.

Einfühlen ist der Sound. Als Melodie ist etwas ganz anderes nötig: eine Gegenstimme, eine Verlockung, Verführung, Befreiung. Das gilt auf manch anderen Terrains. Zum Beispiel Schule. Empathie ist nötig, um den Schüler da abzuholen, wo er mental steht. Was nicht bedeutet, man müsse, wie die Pubertätspostille „Bravo“, wild entschlossen sein, für alles Verständnis zu haben, was in Teeny-Seelen sich tummelt. Umgekehrt: Das Kabinett der Tageslaunen übersehen – weg führen auf Streifzüge des Wissens, Fragens, Fantasierens.

Zum Beispiel Sozialpolitik. Mit Arbeitslosen traurig sein? Perverse Empathie. Bestätigt sie nur in ihrer Opferrolle. Was heisst „Opfer“? Sie haben momentan verloren. Es gibt überall Winner und Looser. Empathische Opfermentalität lähmt die Verlierer; die versinken vollends in ihrer vermeintlichen Opferrolle, immunisiert gegen Selbstverantwortung. Fruchtbare Empathie dagegen: Sie versteht die hängenden Köpfe – macht aber alles, sie aufzurichten, verlockt sie zu Zuversicht, Kraft, zum Handeln.

Bleibt Empathie reines Einfühlen, betreibt auch sie genau das, wovon sie uns erlösen wollte: Borniertheit. Mir fällt auf, dass just die Dauerempathischen ganz selbstverständlich Zustimmung erwarten. Sie rechnen mit Gleichgesinnten – die andern stellen sie gerne als moralisch minderwertig hin. Empathie, die nur im Gefühl gründet, neigt zu Engstirnigkeit – die Kroaten ja, die Serben nein, die Schiiten ja, die Sunniten nein usw. Das heisst, Empathie reicht nicht über ihre eigenen Grenzen hinaus, auch wenn man weiss, dass die Grenzen des Einfühlens eher zufällig gezogen sind und zu vielerlei anderen Interessen, vor allem wirtschaftlichen und intellektuellen, in Widerspruch geraten können.

Kurz und zwiespältig: Die Karriere des Einfühlens ist erstaunlich. Doch es übersteigt die menschliche Kraft, sich in alles einzufühlen. Keiner kann mit allen Lebewesen mitfühlen, mit aussterbenden Arten, mit nicht mehr reparierbaren Gebäuden, mit sozial und ökonomisch Zukurzgekommenen, mit künftigen Generationen...

Sie merken: Ich bin skeptisch gegen die Konjunktur der Empathie. Praktisch fällt sie, aus Überfordertheit, leicht in Fundamentalismus. Theoretisch fehlt ihr die Übersicht. Darum neige ich dazu, im Duett Empathie & Diskurs dem Diskurs die Stimmführung zu geben. Es sei denn, wir brechen das Ganze herunter auf das Binnenleben des Rotary-Clubs.

III. Rotary. Die regionale Praxis von Empathie & Diskurs

Rotary taugt zu allerlei. Rotary empfiehlt sich zum Beispiel als Therapie für den Machtverlust regionaler Eliten. Auch als Kontaktbörse zur Pflege der Restmacht regionaler Eliten: als Stiftung zur gegenseitigen Ego-Satisfaktion des führenden Personals einer Region. Ich sage das ohne jeden hämischen Beigeschmack. Ich bin interessiert an selbstbewussten Eliten – und sehe: Statt einer gesellschaftlichen Elite haben wir fast nur noch sogenannte Funktionseliten: branchenspezifische Führungskräfte. Die verstehen alles vom Business, in dem sie tätig sind: Bauwirtschaft oder Bildung oder Anwaltschaft oder Medien oder Wissenschaft etc. Sie mögen in ihrer Spezialdisziplin wunderbar tüchtig am Werk sein, doch sie folgen dabei zwangsläufig der Eigensinn-Logik ihrer Branche – und schaffen es von sich aus nie, zur Elite im klassischen Sinne zu werden. Denn diese Elite zeichnet sich dadurch aus, dass sie es sich nicht ausreden lässt, „das Ganze“ im Auge zu behalten.

Als Kontrast lobe ich mir Rotary. Rotary versammelt alle möglichen Funktionseliten am Mittagstisch. Regelmässig. Ist wichtig. Es ist die äussere Form, die Menschen prägt. Wer fast wöchentlich mit andern isst, spricht, über gemeinsame Dinge diskutiert, verändert unwillkürlich seine Haltung. Gewöhnt sich daran, nicht stur mit seiner Sonderoptik durch die Gegend zu laufen. Er sieht die Welt mit den Augen anderer, vielleicht gar der Konkurrenten. So löst er sich vom rein ich- und branchenbezogenen Standpunkt, gelangt, allmählich, nie vollends, doch immerhin auf den Standpunkt des gemeinsamen Interesses, fasst das Ganze der Region in seinen Blick, wird zu jener Elite, die ich die „normative“ nenne.

So holt die Club-Struktur (nicht erst der Ethik-Kodex) Rotarier aus dem Status von Bourgeois (Privatbürger, Branchenegoisten), schiebt sie Richtung Citoyens, in die Rolle von Interessierten fürs Gemeinsame. Der Rotarier, der zum Meeting geht, verlässt sein Büro, seine Privatsphäre, tritt ein in den öffentlichen Raum, ins Restaurant, trifft dort nicht vorwiegend Geschäftspartner, nicht lauter Parteifreunde und Gleichgesinnte, sondern Vertreter aller möglichen Branchen. Nicht dass er aus rein idealistischen Motiven da hingehet, er hat schlicht Hunger, Lust, sich mit

ändern zu unterhalten. Doch dann hört er dem Referenten zu, lässt sich auf ein Thema ein, mit dem er sich vielleicht privat nie befassen würde. Und in der Diskussion ähnelt der Club durchaus dem alten englischen Kaffeehaus, die Konditionen sind perfekt, damit sich die Meinungen aneinander reiben, damit die Gescheiten sich wechselweise auffressen können.

Als einziger Nicht-Rotarier im Saal muss ich mich um das Menschlich- Allzumenschliche im Club nicht scheren. Ich sehe die Form, die Struktur – und sehe, im Prinzip: Rotary schafft beste Bedingungen für den Diskurs, wie er klassisch gemeint war: als Ferment der offenen Gesellschaft, als Motor für Mündigkeit und „Vernunft an die Macht“. Und dies auf Grund einer fraglos gegebenen Empathie. Natürlich sind Rotarier nicht allesamt dicke Freunde. Doch sie hielten es nicht jahrelang im Club aus, verbände sie nicht so etwas wie Corpsgeist, in dem sie sich – gerade in ihrer Heterogenität – nicht nur akzeptieren, sondern gutheissen, also irgendwie mögen, weil eben die Andersartigkeit sie interessiert: als Voraussetzung eines Diskurses, der den Einzelnen über seinen privaten Horizont hinaus bringt.

Rotary, die regionale Praxis von Diskurs und Empathie. Tönt Ihnen das zu idealistisch? Wäre schade. Für mich wie für Sie. Eine Region lebt – wirtschaftlich, politisch, kulturell – vom lebhaften Austausch ihrer führenden Köpfe. Dieser Austausch braucht den reibungsbereiten Diskurs wie die Empathie als Sound. Zurück zu Adam Smith: Ohne „Grundsympathie mit dem Glück der Andern“ scheitert die Konkurrenzgesellschaft. Ohne institutionalisierte Diskurs-Streitbarkeit auch.

Rotarier Glaus.doc

lhasler@duebinet.ch